

„Der Spiegel“ über „Prinzipien“ und Prinzipienlosigkeit der Außenpolitik Angela Merkels

Rauchvorhang verhüllt „deutsche Interessen“

Was für ein Wahnsinn, und das für drei Tage“, urteilte „Der Spiegel“ (18/2007) lange vor dem „Event“. Er meinte damit den Aufwand für das Gipfeltreffen der G-7-Staaten und Rußlands, deren Wirken als Block keinerlei völkerrechtliche Legitimation besitzt. Diese Institution maß sich ihre Rolle selbstherrlich an. Und schon die äußeren Umstände bewiesen die Feindschaft gegenüber dem Volk, vor dem die Politiker durch einen „Zaun“ von 12 km Länge und 2,40 m Höhe abgeschirmt wurden. Kanzlerin Merkel nutzte ihre EU-Ratspräsidentschaft, um sich als außenpolitischer Kraftprotz darzustellen, obwohl Richard von Weizsäcker, als er aus seinem Amt schied, seinem Nachfolger geraten hatte, auf laute Töne zu verzichten.

Lob der Kumpane

Die SPD unterstützte Angela Merkel bei ihrem Größenwahn. Sie mache ihre Sache gut: „Vor allem im außenpolitischen Bereich ist nichts zu beanstanden“, bescheinigte ihr Fraktionschef Struck. („Der Spiegel“ 18/2007, S. 31)

Die Hauptlehre deutscher Geschichte ist unverzichtbarer Maßstab: Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus! Das war das Vermächtnis von 1945, das in der UN-Charta und den Nachkriegsverträgen (sogar noch im 2 + 4-Vertrag von 1990) zur Völkerrechtsnorm wurde. Krieg und Faschismus sind und bleiben Verbrechen.

Die DDR ist dem Vermächtnis und den Völkerrechtsnormen bis zum Ende treu geblieben.

„Von deutschem Boden darf kein neuer Krieg ausgehen“ war ihr Prinzip noch in der Stunde des Untergangs. Als Schlüsselbegriffe galten Friedenspflicht, friedliche Koexistenz, Versöhnung, Abrüstungsbeitrag, Entspannung, antiimperialistische Solidarität.

Europa als Nebelwand

Mit dem Sieg der Konterrevolution 1989/90 änderte sich das Machtgefüge in den internationalen Beziehungen. Zur Kernfrage wurde: Wird Krieg wieder „Normalität“ für Deutschland, obwohl es doch „nur noch von Freunden umgeben“ ist?

Es war zeitig absehbar, welche Musik aufgelegt wurde und wer den Taktstock auf dem Marsch in neue Kriege schwang.

Wolfgang Ischinger und Rudolf Adam, damals Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, philosophierten in der FAZ vom 17. März

1995 zum Thema „Die deutschen Interessen nach der Wiedervereinigung und ihre außenpolitische Verwirklichung“.

Über „deutsche Interessen“ wird u. a. gesagt: „Nur wenn wir schlüssig darlegen können, weshalb die Fortführung der bisherigen Politik einschließlich der europäischen Integration im vitalen eigenen Interesse liegt, wird deutsche Außenpolitik überzeugend der Sorge entgegentreten können, Deutschland versuche vielleicht doch – in Bismarcks Worten – im Namen

verhält sich Berlin, wenn Moskaus und Washingtons Interessen aufeinanderprallen? Bleibt es neutral, oder soll es Partei ergreifen? Und wenn ja, für wen? Was bedeutet das für die osteuropäischen Nachbarn?“

Pakt mit Amerika

Schon die Fragen beweisen, daß „deutsche“ Außenpolitik keine Prinzipien hat, aber es sind zweifellos existentielle Dinge. Wir werden auf sie eingehen, zumal „Der Spiegel“ behauptet: „Die Fragen sind so gravierend, daß die Deutschen ein Recht darauf haben zu erfahren, was ihre Regierungschefin will, doch die bleibt im Ungefähren. Merkel spielt auf Zeit.“ Es wird wohl nicht einmal ihren Protest auslösen, wenn wir feststellen, daß für die Kanzlerin der „Pakt mit Amerika“ („Der Spiegel“ 18/2007, S. 22) größte Priorität besitzt. Aber welche „deutschen Interessen“ werden damit bedient, welche Folgen hat dieser Pakt?

Als die BRD der NATO beitrug, behaupteten Politiker in den westlichen Hauptstädten, dieser Schritt diene auch dazu, „die Deutschen klein zu halten“. Und natürlich sollte der Westen vor der sowjetischen Aggression geschützt werden (die bekanntlich nie beabsichtigt war). Nach 1990 hatte die NATO ihre Existenzberechtigung verloren, aber sie löste sich nicht etwa auf, sondern ihr aggressiver Charakter entpuppte sich immer unheilvoller. Heute ist sie Instrument der Weltherrschaftspläne der USA, die als „Krieg gegen den Terrorismus“ getarnt werden. Dieser Krieg kennt keine territorialen und zeitlichen Grenzen, er ist ein Angriff auf

Völkerrecht, Vernunft und (auch christliche) Moral. Deutschland macht mit. Als imperialistischer Staat hilft die BRD, der übrigen Welt die westliche „Ordnung“ aufzuzwingen, wobei es gelegentlich um Auseinandersetzungen in der Hierarchie gehen kann. Insofern sind die USA, England, Frankreich und Deutschland nicht nur Komplizen, sondern auch Konkurrenten. Beim Gezerre um den „Rüstungskuchen“ wird das besonders deutlich. „Nach der Asienreise von Verteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) macht sich die deutsche Rüstungsindustrie Hoffnungen auf ein Milliardengeschäft mit Japan.“ („Der Spiegel“) Ist der Minister Rüstungslobbyist?

Aus der Nibelungentreue Merkels gegenüber Bush ergibt sich die Haltung der



Grafik: Heinrich Ruynat

Europas Forderungen geltend zu machen, die es im eigenen Namen nicht mit Aussicht auf Erfolg vorbringen könnte.“ Also: „Europa“ als Rauchvorhang, hinter dem die „deutschen“ Interessen verhüllt und die „deutschen“ Raketen aufgestellt werden.

„Meisterin des Ungefähren“

Im Vorfeld des Gipfels veranstalteten gewisse Medien ein großes Rätselraten über die Absichten der Kanzlerin. „Der Spiegel“ (13/2007 S. 38) überschrieb eine Betrachtung: „Meisterin des Ungefähren“. Die Kanzlerin als Sphinx? Die rhetorischen Fragen der Redakteure lauteten: „Wie definiert Merkel das Verhältnis Deutschlands zu den USA? Wie eng sollen die Beziehungen zu Rußland sein? Wie

deutschen Regierung zu den Kriegen in Irak und Afghanistan, zum geplanten Raketenabwehrsystem der USA in Tschechien und Polen, zum weltweiten Einsatz der Bundeswehr, zur Billigung der Nutzung von Militärbasen der USA in Deutschland.

Nach Ernst Uhrlau, Präsident des BND, ist der Krieg der USA gegen den Terror ein „Kreuzzug, der die Welt mit Gewalt demokratisieren will“. („Der Spiegel“ 11/2007, S. 62)

Eine neue Eiszeit

Wenn von „deutschen Interessen“ die Rede ist, bedürfen die Beziehungen zu Rußland besonderer Aufmerksamkeit und Pflege. Das hat Bismarck gewußt und beachtet. Der faschistische Krieg gegen die Sowjetunion führte Deutschland in die tiefste nationale Katastrophe, und die aggressive Ostpolitik der BRD als Mitglied der NATO hat Deutschen in Ost und West die Last der Spaltung und der Rüstung aufgebürdet. Die DDR war Verbündeter der UdSSR, die BRD deren gefährlicher Feind, der allerdings auch wußte: Der Schlüssel zur Einheit liegt in Moskau. Gorbatschow und Jelzin haben ihn (und ihr sozialistisches Vaterland) an die Imperialisten, die Bush, Kohl und Rice verkauft. Jetzt regiert in Moskau Putin, der den Weg des ökonomischen Ausverkaufs und der nationalen Unterwerfung gestoppt hat. Während zu Schröders Zeiten Putin noch zum „Lupenreinen Demokraten“ erklärt wurde, giftet nun Angela Merkel schon, wenn eine Anti-Putin-Demonstration behindert wird. Merckels EU-Präsidentschaft könnte „als Beginn einer neuen Eiszeit in die Geschichtsbücher des Kontinents eingehen“, hieß es in einem Kommentar dazu. („Der Spiegel“ 21/2007, S. 25)

„Dieser Putin hat das Milchglas der beruhigenden Worte und komplizierten Gesten bewußt zertrümmert und tritt unverstellt als rücksichtsloser Vertreter russischer Großmachtinteressen auf.“ (ebenda, S. 24) Welche Motive bewegen Putin?

„Moskau will sich nicht damit abfinden, daß die NATO in den Ländern, die früher zum Warschauer Pakt gehörten, und den Nachfolgestaaten der UdSSR Fuß faßt. Das Gefühl, von Feinden umgeben zu sein, speist sich auch aus dem Schmerz über den Territorial- und Einflußverlust nach dem Untergang der Sowjetunion.“ Entspricht das nicht der Realität?

Karl Theodor zu Guttenberg, CSU-Abgeordneter im Bundestag und deren Obmann im außenpolitischen Ausschuß, glaubt Putin belehren zu müssen: „Außenpolitik ist auch für uns Interessenbewahrungspolitik.“ (ebenda, S. 29)

Nur: Welches Interesse verfolgen wir denn, wenn USA-Raketen den Kreml im Visier haben? Erinnert Herr Guttenberg sich nicht mehr, wie Kennedy auf sowjetische Raketen in Kuba reagierte und Helmut Schmidt auf die „Raketenlücke“?

„Nur von Freunden umgeben“

Das Wort stammt von Helmut Kohl. Nach 1990 war in Bonn der Jubel groß, und es wurde glatt vergessen und verschwiegen,

was die DDR gegenüber den östlichen Nachbarn, die unter der faschistischen Okkupation am meisten gelitten hatten, an Reparationen und Versöhnung geleistet hat. Kohls Auftritt in Verdun und der Eifel wird gefeiert, Brandts Kniefall in Warschau sowieso, aber Grotewohls und Ulbrichts Verträge in Zgorzelec und Prag hat bisher noch kein Kanzler gewürdigt. Wieder genügt ein Blick in den „Spiegel“ der letzten Wochen. Das Blatt (20/2007, S. 74) stellte die Frage: „Wer hat eigentlich den verdammtsten Krieg gewonnen? Eine Haltung, die Großbritannien manchmal bis in die Machteliten prägte, lautete: ‚Wenn man den Hunnen nicht zu den Füßen hat, hat man ihn bald an der Gurgel.‘“ („Der Spiegel“ 18/2007, S. 22)

Frankreich hat einen neuen rechtskonservativen Präsidenten, und nun beginnen Journalisten ein öffentliches Rätselraten, wie sich das auf die deutsch-französischen Beziehungen auswirken werde. „Der Spiegel“ (20/2007, S. 123) betrachtet Sarkozy als „Pragmatiker, der sehr hart Frankreichs Interessen vertreten wird“. Wird der Mann im Élysée-Palast das Nein der Mehrheit der Franzosen zu den 465 Artikeln der europäischen Verfassung trickreich in ein Ja verwandeln? Manches deutet darauf hin.

Kreuzritter des 21. Jahrhunderts

Mit „wir“ meint „Der Spiegel“ (14/2007, S. 46) die Deutschen, und der „Kreuzzug“, den wir führen, findet von Afghanistan bis Kongo statt. Eingedenk des Bismarckschen Ratschlags, daß derjenige, der Krieg führt, Gründe finden sollte, die auch noch nach dem Kriege glaubhaft sind, wurden die Kreuzritter fündig. Der Krieg findet zum Segen der Bekriegten und Besiegten statt. Zu Hitlers Zeiten wurden das „Vaterland verteidigt“ und der „Bolschewismus“ bekriegt. 1989 wurden die Völker der sozialistischen Staaten „befreit“. Jugoslawien mußte zerbombt werden, um ein neues „Auschwitz“ zu verhindern. Irak wurde überfallen, damit nichtexistierende Waffen nicht die Menschheit gefährden. In Afghanistan benehmen sich die Taliban, die von den USA gegen die UdSSR unterstützt worden waren, nicht wie Demokraten. Das „geläuterte“ Deutschland führte in Jugoslawien und Afghanistan nicht Krieg. Es handelte sich vielmehr um „humanitäre Interventionen“ und „friedensschaffende Einsätze“.

Der Mißbrauch der UNO ist Alltag, und manche „Linken“ sind zu Kriegsanbetern geworden. Der Vorsitzende der Grünen, Reinhard Bütikofer, griff zu Ostern 2007 die Friedensbewegung ungewohnt scharf an: „Wer Auslandseinsätze der Bundeswehr kategorisch ablehnt, der betreibt meines Erachtens nicht Friedenspolitik.“ („Der Spiegel“ 20/2007, S. 25)

Im Unterschied zu Bütikofer ist BND-Chef Ernst Uhrlau durchaus in der Lage, sich die Reaktionen der Überfallenen vorzustellen: „Machen wir uns nichts vor: Wir gehören aus Sicht der Terror-Urheber und ihrer Helfershelfer zu den ‚Kreuzrittern‘. Deutsche Soldaten stehen in Afghanistan, die deutsche Marine fährt Patrouille am

Horn von Afrika und im Mittelmeer vor der libanesischen Küste. Wir sind in dieser Auseinandersetzung also aus der Sicht der Terroristen eindeutig positioniert, sie sehen uns auf der Seite der Angreifer.“ („Der Spiegel“ 14/2007, S. 46)

Da es sich um einen asymmetrischen Krieg handelt, wehren sich Afghanen und Iraker mit jenen Waffen, über die sie verfügen. Sicher kann der Widerstand in Kundus als „Rache für deutsche Tornado-Politik“ (ND 12. 3. 07) gewertet werden. Wer dieser „Rache“ entgegen will, muß die Bundeswehr zurückziehen. Oskar Lafontaine hat recht, wenn er voraussagt, deren Teilnahme am Krieg in Afghanistan werde den Terror nach Deutschland bringen. Der Aufschrei der Kriegspartei und ein unglaublicher Verleumdungsfeldzug gegen den Linkspolitiker folgten.

Die afrikanische Karte

Der Wahlfälscher, den Angela Merkel als einen der Vertreter Afrikas nach Heiligendamm eingeladen hatte, ist Nigerias neuer Präsident Umaru Yar Adua. Zwar ist Nigerias Führung ganz besonders korrupt, aber „Der Spiegel“ kennt den Grund für die Einladung: „Die Milde des Westens gegenüber Nigeria hat mit handfesten Interessen zu tun: Im Nigerdelta sprudelt jede Menge Öl; zudem sind die Europäer froh darüber, daß Afrikas bevölkerungsreichstes Land Truppen zur Befriedung nach Somalia, Darfur oder Liberia entsendet.“ („Der Spiegel“ 21/2007, S. 97)

Unter den vielen korrupten Vasallen des „Westens“ im Kreis afrikanischer Politiker ragt die Staatsspitze Nigerias noch hervor. Da ist „Reformpartnerschaft“ (Angela Merkel am 24. 5. vor dem Bundestag) dringend geboten.

Wenn auf der „Agenda“ in Heiligendamm auch Afrika als Thema erschien, war das nicht – wie vorgespiegelt – Ausdruck tiefer Sorge um die Völker des schwarzen Kontinents, sondern strategisches Kalkül.

Die verzweifelte Lage in den meisten afrikanischen Ländern resultiert aus dem kolonialen Erbe, der Einsetzung willfähriger Marionetten oder der Ermordung integrierter Politiker wie Patrice Lumumba. Die angeblich geleistete und bereitwillig angekündigte „Entwicklungshilfe“ zielt auf die Ausbeutung der Ressourcen und die Steigerung des Absatzes eigener Produkte. Die Folgen sind absehbar: François Traore, Präsident von Burkina Faso, weiß, daß die Fluchtwelle von Afrika nach Europa durch das Elend der afrikanischen Massen weiter anschwellen wird. Wer in der Heimat keine Existenzgrundlage mehr hat, läßt sich auf Dauer nicht von Zäunen, Küstenschutzbooten oder Soldaten aufhalten: „Wenn die reichen Länder jede Entwicklungschance in unseren Ländern zerstören, dann müssen wir uns eben in ihnen entwickeln“, sagt Samba Gueye, Traores Amtskollege in Senegal. „Wir haben Erdnüsse exportiert, das wurde uns kaputtgemacht. Wir exportierten Fisch, der wurde uns weggefangen. Nun exportieren wir eben Menschen.“ („Der Spiegel“ 19/2007, S. 131) Es wird auf Dauer nicht helfen, Europa zur „Festung“ zu erklären. **Prof. Dr. Horst Schneider**

Zum 100. Geburtstag der Szenaristin des Kurt-Maetzig-Films „Die Buntkarierten“ Erinnern an Berta Waterstradt

Wir kannten uns schon seit den dreißiger Jahren. Beide waren wir Mitglieder im „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“, den Johannes R. Becher mit anderen 1928 gegründet hatte. Berta war bereits seit längerem dabei, stand mit Becher, Friedrich Wolf und Anna Seghers, die ihre Verse schätzten, auf vertrautem Fuße, während ich, das Greenhorn, gerade meine ersten zaghaften literarischen Versuche in Boulevardblättern hatte veröffentlichen können. Aber auch ich wollte schreiben wie diese hier, meine großen Vorbilder, die die Wörter handhabten wie ein Florett; „Kunst ist Waffe!“ hieß es bei denen. Und so begann ich, mit 22, meinen ersten Roman, die Geschichte eines kleinen Handwerkers, der mehr und mehr verproletarisiert, also eine Art „Kleiner Mann, was nun?“, den uns Hans Fallada soeben so meisterhaft vorgeführt hatte. Doch mein Manuskript beendete ich just im Januar 1933. Da war Adolf Hitler an die Macht geschoben worden, der dem Mittelstand das baldige Paradies versprach. Und meine düstere Geschichte fand keinen Verleger mehr.

Auch der Bund wurde sofort verboten. „Die prominenten Mitglieder, sofern sie sich nicht rechtzeitig über die Grenze hatten retten können, kamen in Konzentrationslager und wurden, wie Erich Mühsam und Carl von Ossietzky, grausam gefoltert. Ungeschoren blieben zunächst nur wir Jungen, die noch kaum was veröffentlicht hatten und daher in den Augen der Nazis unbelastet waren. Aber wir wollten weiter zusammenkommen, jetzt nur in Dreiergruppen und illegal, und weiter schreiben, wahrheitsgetreue Beiträge über das Leben im Dritten Reich, die anonym im Ausland erschienen, vornehmlich in den „Neuen deutschen Blättern“ in Prag, die Wieland Herzfelde im Malik-Verlag herausgab.

Damals traf ich Berta nur selten, denn wir gehörten zwei verschiedenen Gruppen an. Bei der ersten Vernehmung in der Prinz-Albrecht-Straße nach unserer Verhaftung 1935 sahen wir uns wieder. Berta schien ungebrosen. Ja, sie verhöhnte sogar die beiden SS-Männer, die neben uns Posten bezogen hatten, indem sie ihnen heuchlerisch ihr Mitgefühl aussprach, weil sie nun uns, die „Untermenschen“, bewachen mußten, während sie doch angetreten seien, um den großen Führer zu schützen. Auch später schloß ich aus dem immer lauter, immer drohender werdenden Wortwechsel im Vernehmungszimmer, in das Berta als erste von uns beiden beordert wurde, daß sie dem Gestapomann mutig Paroli bot. Sie war nicht kleinzukriegen, nicht einmal bei der Gerichtsverhandlung gegen uns Bund-Mitglieder einige Wochen danach, auf der sie unverfroren ihr Spottgedicht auf Hitler (nach der Melodie von



Zeichnung: Elizabeth Shaw

„Unsre Seefahrt, die ist lustig“), nur um einige Schärpen gemildert, rezitierte, was sogar dem Nazirichter ein Lächeln um die Lippen entlockte, aber sein vorgefaßtes Urteil – zweieinhalb Jahre Gefängnis – nicht zu reduzieren vermochte.

Daß Berta, die Jüdin, die Nazizeit überlebte, verdankte sie ihrem „arischen“ Ehemann Rudi, dem Urberliner, der treu zu ihr hielt und sie dadurch vor der Deportation bewahrte. Wovor er sie nicht schützen konnte, war die ihr auferlegte Zwangsarbeit bei Siemens, die sie indes ertragen, immer das Ziel vor Augen, dem sie sich Tag für Tag näher wählte: der Kapitulation, ja der endgültigen Zerschlagung des Nazireiches und dem Neuaufbau eines Staates nach dem Vorbild der Sowjetunion, in der damals, wie wir meinten, die Arbeiter herrschten, nachdem Lenin die Kapitalisten davongejagt hatte.

Nach 45 arbeitete Berta zunächst beim Rundfunk, wo sie Literatursendungen arrangierte. Doch bald begann sie eigene Sachen zu schreiben: Kabarett-Texte und Funkreportagen. Bereits 1946 entstand ihr Hörspiel „Während der Stromsperre“, das den typischen Lebensweg einer Arbeiterin aus dem vorigen Jahrhundert schildert. Das machte sie mit einem Schlag bekannt, zumal Kurt Maetzig den Stoff als Vorlage für seinen Film „Die Buntkarierten“ – mit Camilla Spira und Werner Hinz in den Hauptrollen – benutzte. Der war außerordentlich erfolgreich und zählt noch heute zu den Filmklassikern der ersten Nachkriegszeit. Berta erhielt zusammen mit dem DEFA-Kollektiv 1949 den Nationalpreis – ein Erfolg, den sie allerdings teuer bezahlen mußte, denn Rudi, ihr bis dahin so getreuer Ehemann, gefiel

sich nicht in der Rolle des Prinzgemahls und suchte Trost bei einer anderen, weniger berühmten Frau. Fünfmal kam er reumütig zu Berta zurück, und fünfmal nahm sie ihn wieder auf. Aber das sechste Mal verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Berta war nun alleinstehend; sie stürzte sich in die Arbeit. Weitere Hörspiele entstanden, auch Bühnenstücke – „Ehesache Lorenz“, „Besondere Kennzeichen: keine“, um nur zwei zu nennen –, und alle hatten Erfolg, wenn sie auch an den Ruhm ihres ersten Hörspiels nicht heranreichen konnten. Der Name Waterstradt war nun mal ein Synonym für „Die Buntkarierten“. Später reiste sie im Auftrag der Monatszeitschrift „Magazin“ zusammen mit der Illustratorin Elizabeth Shaw durch die DDR und goß alles, was sie dort sah und erlebte, in freche Verse, die Elisabeth mit ihren nicht minder frechen Zeichnungen kräftig würzte, so daß die Auflage des Blättchens, nicht zuletzt wegen dieser „Reiseberichte“, stieg und stieg, aber immer wieder wegen Papierknappheit gedrosselt werden mußte. Daneben bearbeitete Berta Werke von Georg Hermann, Clara Viebig und Theodor Fontane für das Fernsehen. Und 1985 erschien (nach dem 1974 herausgegebenen „Alle Tage ist kein Alltag“) endlich wieder ein Buch von ihr: „Blick zurück und wundre dich“, in dem sie heiter-ironisch aus ihrem Leben erzählt. Dieses Buch wünschte man sich zu Bertas Hundertstem in einer Neuauflage: als lehrreiche Lektüre für jüngere Menschen, die die Zeit des Faschismus und der ersten schweren Nachkriegsjahre nur aus dem Geschichtsunterricht kennen. Haben sich Bertas Jugendträume in der DDR erfüllt? Ach, sie war ein zu kritischer Geist, sie riß sich an zu vielen Uneben-

heiten. Aufmerksam verfolgte sie alle Debatten im Schriftstellerverband, aber nie meldete sie sich selber zu Wort. Sie beschränkte sich auf Zwischenrufe, die allerdings immer genau ins Schwarze trafen. Die Dogmatiker unter uns mißtrauten ihr, und heute weiß man, daß die aufmüpfige Autorin schon frühzeitig beobachtet wurde. Denn war sie nicht freundschaftlich mit Stefan Heym verbunden, mit Günther Kunert, Gustav Just und anderen, die sogar West-Journalisten gegenüber mit ihrer Kritik an der DDR nicht zurückhielten?

Ich habe Berta Waterstradt, die Antifaschistin, auch anders erlebt. So am 17. Juni 1953. Ich wohnte damals noch in Birkenwerder, hatte einen Tag zuvor in Berlin zu tun und übernachtete bei Berta, um den weiten Rückweg zu sparen, denn am nächsten Tag wollten wir beide ins Verbandsbüro. Berta hatte am S-Bahn-Kiosk die Morgenzeitung gekauft, „Unruhe und Tumulte in Bonn!“ lautete die Schlagzeile in unserem Parteiorgan, während auf der parallel zu uns verlaufenden Straße Leute demonstrierten und Rufe gegen Ulbricht durch das Rattern der Bahn zu uns drangen. „Ein Aufstand!“ rief Berta, die es als erste erfaßt hatte. Ihre Miene drückte tiefste Bestürzung aus. Dann aber siegte in ihr die Satirikerin. „Das haben die Genossen mal wieder schön hingekriegt“, spottete sie, auf die Schlagzeile in der Zeitung verweisend. „Tumulte in Bonn – und in Ostberlin wird revoltiert. Ob es schon bis ins Politbüro gedrungen ist?“

Später, im Verbandsbüro, wurde sie wieder ernst. Wie konnten die Arbeiter streiken – gegen sich selbst? Denn war es nicht ihr eigener Staat – des Volkes eigener? Und willig ließ sie sich von Kurt Barthel, unserem damaligen Verbandssekretär, zurück auf die Straße kommandieren, um mit den Arbeitern zu diskutieren und sie zur Vernunft zu mahnen. Denn hatten wir in der DDR nicht den besseren Staat, in dem keiner um seinen Arbeitsplatz bangen mußte, wo es gleichen Lohn für gleiche Arbeit auch für Frauen gab und wo man Arbeiterkinder auf Universitäten schickte? Und hatte man nicht alle früheren Nazis aus ihren Ämtern verjagt und durch unbelastete Neulehrer und Volksrichter ersetzt, die in aller Eile in Schnellkursen für ihre künftige Tätigkeit geschult worden waren? Stimmte es nicht, daß die meisten Nazis in den anderen deutschen Staat flüchteten und dort rasch wieder zu Rang und Würden gelangten?

Auch den 21. August 1968 habe ich mit Berta zusammen verlebt. Wir waren damals schon Rentnerinnen, also reisefähig, und hatten uns in Westberlin mit Freunden verabredet. Nun aber, nachdem wir die Frühnachrichten gehört hatten, zögerten wir: Sollten wir unser Vorhaben nicht besser aufgeben? Doch wir wollten die Freunde nicht unnötig warten lassen. Zwar ahnten wir, wie sie reagieren würden: mit unflätigem Geschimpfe auf unsere Regierung, die sich nicht scheute, an Maßnahmen gegen ein Land teilzunehmen, das durch die Deutschen schon einmal unterworfen und besetzt worden war.

Eigentlich hätten wir beide, Berta und ich, Bürgerinnen der DDR und SED-Mitglieder, ihnen heftig widersprechen müssen. Früher als sonst trennten wir uns von unseren Bekannten, verließen auch den Ku'damm mit seinem bunten Gewimmel und setzten uns im Tiergarten auf eine einsame Bank. Sollten wir hierbleiben, in Westberlin?, fragten wir uns zum ersten Mal in vollem Ernst. Was konnten wir noch erwarten von unserer DDR, an deren Aufbau wir so begeistert mitgewirkt hatten, die aber mehr und mehr Profil verlor? Aber was erwartete uns im Westen? Gab es Arbeit und Bildungsmöglichkeiten für alle auch in jenem Staat? Die vielen Arbeitslosen boten ein anderes Bild. Und Berta beobachtete mit besonderer Skepsis Erscheinungen des beginnenden Antisemitismus, die nicht energisch genug bekämpft wurden. Plötzlich schämten wir uns unserer Überlegungen. „Na komm“, sagte Berta. Schließlich könne nicht jeder, meinte sie, der an der DDR herummäkele, das Land verlassen. Und wir setzten uns folgsam wieder in die S-Bahn und fuhren zum Bahnhof Friedrichstraße, in die Hauptstadt der DDR.

In jenen Jahren war mein Verhältnis zu Berta immer enger geworden. 1964 wurde meine Enkelin Jasmina geboren, und seitdem lebten wir, zusammen mit meiner alten Mutter, also vier Generationen, unter einem Dach. Berta richtete es damals stets so ein, daß sie einmal in der Woche, wenn nicht öfter, zu uns kam. Begierig nahm sie Anteil an jeder Entwicklungsphase des Säuglings: am ersten Wortgestammel, an den wackligen Versuchen, sich auf den Beinen zu halten, später an den Ereignissen, die sich im Kindergarten, in der Schule begaben. Vermißte Berta eigene Kinder? Sie war breithüftig, wie geschaffen dafür, Kinder in die Welt zu setzen. Aber ach, in ihren Jugendjahren, während des Faschismus, war an Kinder nicht zu denken gewesen; da kämpfte sie ums eigene Überleben. Und dann war es zu spät.

Bertas Tod, im Mai 1990, kam völlig überraschend. Sie war nicht krank. Freunde, die sie zu einem verabredeten Spaziergang abholen wollten, ließen nach vergeblichem Klopfen die Tür aufbrechen und fanden sie in einer Blutlache, in der Mitte des Flurs. Hatte sie sich vom Wohnzimmer, wo noch ihr Frühstücksgeschirr stand und wo sie gestürzt sein soll, bis hierher geschleppt, sicher in der Absicht, sich den Nachbarn gegenüber bemerkbar zu machen? Berta wurde bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert. Sie starb an ihren inneren Verletzungen, erklärte man mir zurückhaltend, als ich um Auskunft bat. Ob ich eine Verwandte sei? Nein, ich war nur eine Kollegin, allenfalls eine Freundin. Aber ich bin keine „Miß Marple“, der die Rätsel um Bertas Tod keine Ruhe lassen und die sich entschließt, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich gönne Berta ihre Ruhe.

Denn Berta hat leider die „Wende“ noch miterlebt und die ersten antisemitischen Äußerungen auf den Montagsdemonstrationen in Leipzig, die sie mit tiefer Sorge

erfüllten. „Das hatten wir doch alles schon einmal!“ rief sie verzweifelt, und mit dem Skeptizismus jüdischer Menschen, der nur allzu berechtigt ist, spielte sie sogar mit dem Gedanken, nach Israel zu übersiedeln, um nicht erneut Opfer rechtsradikaler Randalen zu werden. Aber sie war nun über achtzig. Sie hatte oft darüber geklagt, daß sie ihre dortigen Angehörigen, Schwester, Neffen und Nichten, die alle nicht auf Rosen gebettet waren, nach ihrem Tode nicht mit der „müden DDR-Mark“ als Erbschaft beglücken konnte und hatte testamentarisch verfügt, daß ihr ganzes Vermögen, das beträchtlich sein mußte, denn Berta hatte immer gut verdient, aber bescheiden gelebt, an staatliche Institutionen fiel. Nun aber stand die Umwandlung unseres Geldes in D-Mark bevor, also in konvertierbare Währung, und Berta plante den Weg zu ihrem Rechtsanwalt, um ihr Testament zugunsten ihrer Verwandten zu ändern. Dieses Verfahren sollte Anfang Mai vonstatten gehen. Dazu kam es nicht mehr.

Zum Begräbnis war Bertas Lieblingsnichte angereist, die in Israel in einem Kibbuz lebte. Ob sie hierbleibe, bis die Wohnung aufgelöst sei? fragte ich sie, aber Hanna winkte ab. Das sei alles bereits geschehen; die Wohnung sei schon ausgeräumt, die Möbel nach allen Richtungen hin verschenkt worden, so daß sie leider gezwungen sei, in einem Hotel zu wohnen, was ja nicht billig sei. Hanna fuhr mit leeren Händen in die Heimat zurück; nicht einmal ein Andenken an Berta hatte man ihr dgelassen.

Ein Jahr später, zu Bertas erstem Todestag, wurde auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee ein Stein aufgestellt, der eine hebräische Inschrift trägt. Zu der Zeremonie war ein Vetter dritten Grades erschienen, der – im Kaftan und bedeckten Hauptes – mit volltönender Stimme den Talmud las. „Ein Mann, den Berta nie hat leiden mögen“, flüsterte mir die spottlustige Renate Holland-Moritz zu. An weiteren Schriftsteller-Kollegen waren Stefan Heym und Rainer Kerndl gekommen, und außerdem alle jene, welche alljährlich an Bertas Geburtstag zugegen waren. „Eine würdige Gedenkstunde“, sagte Renate, als wir später vom Friedhof aus auf das in der Nähe befindliche Restaurant zogen, wo der Vetter für uns einen Tisch bestellt hatte. „Schade, daß Berta die Feier nicht erlebt hat; sie wäre zufrieden gewesen“, schloß sie.

Auch heute wäre sie wohl zufrieden, denke ich, könne sie dabei sein, wenn wir in der Altheider Straße in Adlershof, Bertas jahrzehntelangen Wohnsitz, eine Gedenktafel enthüllen, mit der an sie erinnert wird: An eine Autorin, die stets, in ihren Werken und in ihrem persönlichen Leben, sich selber treu blieb, weil sie mit spitzer Feder, Humor und Ironie, oft sogar mit verletzendem Spott, um die Wahrheit stritt.

Elfriede Brüning

Die im 97. Lebensjahr stehende Berliner Schriftstellerin schrieb diesen Text für den „RotFuchs“, zu dessen Leserinnen sie seit langem gehört.